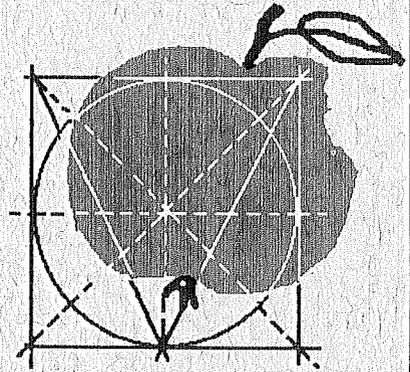


**BERLINER
WISSENSCHAFT-
LERINNEN
STELLEN
SICH VOR**



Nr. 13

Hilge Landweer

**Subjektivitäts- und
Perspektivitätsrhetoriken in der
Frauenforschung**

Zentraleinrichtung zur Förderung
von Frauenstudien und Frauenforschung
an der Freien Universität Berlin

In der Reihe *Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor* werden Vorträge publiziert, die an der Freien Universität gehalten wurden. Ziel ist es, ein Forum für die Diskussion von Forschungsergebnissen im fächerübergreifenden Bereich der Frauenforschung zu schaffen.

Herausgegeben von der
Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und
Frauenforschung
an der Freien Universität Berlin
Königin-Luise-Str. 34
1000 Berlin 33

Druck: Zentrale Universitätsdruckerei
der Freien Universität Berlin

Berlin 1992

Hilge Landweer

Nr. 13

**Subjektivitäts- und
Perspektivitätsrhetoriken in der
Frauenforschung**

Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe
„Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor“
der Zentraleinrichtung zur Förderung
von Frauenstudien und Frauenforschung
an der Freien Universität Berlin

10. 12. 1991

„Eines der Hauptanliegen des wissenschaftlichen Denkens ist die Eliminierung der persönlichen und anthropomorphen Spuren.“

(Ernst Cassirer 1944/1990, S. 345)

Frauenforschung legitimiert ihren kritischen Impetus gegenüber der etablierten Wissenschaft weitgehend dadurch, daß sie das, was Cassirer hier „antropomorph“ nennt, unter den viel stärkeren Verdacht stellt, „in Wirklichkeit“ androzentrisch zu sein, und daß sie dann diesen Verdacht auch in Analysen des Materials immer wieder bestätigt sieht. Als „androzentrisch“ werden Begriffe, wissenschaftliche Kategorien, einzelne Theoreme oder auch Theorien als ganze bezeichnet, wenn sie sich nachweislich einer geschlechtstypisch „männlichen“ Sichtweise verdanken, d.h. z.B. auf einen männlich konnotierten Lebensbereich beziehen oder darauf beruhen, aber als geschlechtsneutrale und universelle beansprucht werden¹. Die Kritikfigur „Androzentrismus“ wird erst in den letzten Jahren genötigt, den eigenen Wissenschaftsbegriff positiv zu explizieren. Gefragt wird, ob die feministische Kritik einer „Eliminierung“ der persönlichen und androzentrischen Spuren dienen soll oder ob sie dagegen ihr Ziel darin sieht, persönliche und/oder soziale Erfahrungen als Angehörige eines Geschlechts zum Königinnenweg für wissenschaftliche Erkenntnis zu erklären, d.h. zum methodologischen Prinzip zu erheben.

Die feministische Debatte um erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Probleme bemüht sich darum, das Verhältnis von erkennendem Subjekt und Forschungsgegenstand genauer zu bestimmen. Meine These dazu ist, daß die Debatte weiterkommen könnte, wenn außer Subjekt und Objekt noch weitere Kategorien berücksichtigt werden würden: nämlich Adressat/innen, Textsorte sowie Ort der jeweiligen Untersuchung.

Ich werde dabei die erkenntnistheoretische Probleme, die entstehen, wenn die eigene Perspektive der Autorin thematisiert wird, z.B. durch Nennen sozialer Merkmale, nur streifen, um zu zeigen, daß sie in einem anderen Licht erscheinen, wenn diese Debatte als rhetorische Situation analysiert wird (Teil I).

¹ Dieser Text greift in einigen Abschnitten auf den Aufsatz „Bekenntnisse einer Konkurrentin. Oder: Welches Ich spricht?“ in: Koch-Klenske 1991 zurück, der in Auseinandersetzung mit Eva Koch-Klenske entstand. Für Anregungen und Kritik des vorliegenden Textes möchte ich Jürgen Frese, Stefan Hirschauer, Gesa Lindemann und Beate Rößler danken.

Das rhetorische Modell, das dieser Erweiterung zugrundeliegt, wird im Anschluß an die Perspektivitätsthematisierungen genauer dargestellt anhand der Subjektivitätsrhetorik (Teil 2). Dabei soll deutlich werden, daß die Frage nach der „Wahrheit“ oder nach dem Geltungsbereich der jeweiligen Aussagen sinnvoll nur im Kontext der jeweiligen rhetorischen Situation gestellt werden kann, daß die Frage also die ist, wer wem unter welchen Diskursbedingungen welche „Sache“ plausibel macht und welcher Verfahren er oder sie sich dabei bedient.

Im Anschluß daran wird zu den erkenntnistheoretischen Positionen und den ihnen entsprechenden Rhetoriken eine eher politische Perspektive eingenommen und gefragt, was ihre Intentionen im Hinblick auf das Kollektivsubjekt „Frau“ sind und wie sie sich in den Machtfeldern „Wissenschaft“ und „Feminismus“ verorten (Teil 3). Meine These dazu ist, daß sowohl die Benennung eigener sozialer Merkmale als auch die Subjektivitätsthematisierungen der Konkurrenzvermeidung zwischen Frauen dienen sollen, faktisch aber oft den entgegengesetzten Effekt haben.

Im Schlußteil wird das Verhältnis der rhetorischen Frage zu den vorher skizzierten erkenntnistheoretischen Problemen diskutiert und dafür plädiert, sich der jeweiligen „Formulare“² der einzelnen Disziplinen zu bedienen, um Modifikationen der im Fach für relevant erachteten Perspektiven zu erzielen, statt genuin feministische Rhetoriken zu erfinden, die nicht mehr wissenschaftsintern adressiert werden können (Teil 4).

1.

Perspektivitätsthematisierungen

Aus der Kritik am nicht eingelösten Universalismus herkömmlicher Wissenschaft werden in der Frauenforschung erst in den letzten Jahren Schlußfolgerungen in bezug auf den Geltungsbereich der eigenen Aussagen gezogen. Dieser erkenntnistheoretische Aspekt wird derzeit vor allem in der amerikanischen feministischen Philosophie diskutiert. Dort stehen sich zwei „Lager“ gegenüber, die „feminist standpoint epistemology“ (vertreten z.B. durch Nancy Hartsock³) und der sogenannte postmoderne Relativismus (hierfür stünde etwa Jane Flax⁴). Die erste Gruppe geht davon aus, daß Frauen aufgrund ihrer spezifischen Unterdrückungserfahrungen zu einer besonderen, tiefergreifenden Erkenntnis über die Wirklichkeit fähig sind als Männer, weil diese

herrschen und daher ihre Wahrnehmungen immer auch herrschaftslegitimierend seien. Diese „feminist standpoint“-Vertreterinnen beanspruchen also, daß eine feministische Analyse sozialer Wirklichkeit objektiver ist als andere Analysen.

Diese Objektivitätsansprüche werden von den Relativistinnen zurückgewiesen und kritisiert. Die „standpoint“-Auffassung unterstelle eine Wahrheit und eine Vernunft unabhängig von sozialer Realität, die nur unterschiedlich gut erkannt werden kann: Je nachdem, ob man zu den Herrschenden oder zu den Beherrschten gehört, hätte man dann einen verstellten oder einen freien Blick auf die Wirklichkeit. Die Vertreterinnen jenes Relativismus sehen dagegen in *jedem* Beanspruchen universeller Wahrheit einen Herrschaftsanspruch, den sie als „Meisterdiskurs“ ablehnen. Ihnen geht es gerade *nicht* darum, einen übergeordneten Standpunkt einzunehmen, von dem aus androzentrische Theorien widerlegt und feministische entwickelt werden können. In ihrer Sicht gibt es nur partielle Perspektiven auf die Wirklichkeit, oder anders gesagt: es gibt keine Wirklichkeit jenseits der verschiedenen Perspektiven, sondern sie *ist* die Vielfalt der Wahrnehmungen. Dieser Partikularität müsse sich auch feministische Forschung bewußt werden.

Einen möglichen Ausweg aus den Paradoxien des Relativismus sehen einige Autorinnen⁵ in der *Benennung* der eigenen Perspektive als einer, die sich von der anderer Frauen spezifisch unterscheidet. Damit — und das wird oft nicht bemerkt — wird ein Teil der Argumentation der „standpoint“-Theoretikerinnen auf das Binnenverhältnis von Frauen untereinander übertragen: die Unterstellung einer notwendigen Interessengebundenheit, die unmittelbar aufgeht im sozialen Status (hier im weitesten Sinne verstanden als Geschlechts-, Rassen- und Klassenzugehörigkeit). Damit werden Binnendifferenzierungen innerhalb der Geschlechtsklasse ‚Frau‘ vorgenommen.

Wie funktionieren diese Perspektivitätsthematisierungen? „Ich bin weiß, mittelständisch, heterosexuell“ — solche vorangestellten Bekenntnisse in (vor allem amerikanischen) Beiträgen zur Frauenforschung signalisieren, daß die Autorin sich möglicher Bornierungen aufgrund ihrer „Standpunkt“-Gebundenheit bewußt ist. Aber wenn der spezifische „bias“ schon selbstkritisch erkannt ist, so ist doch wohl davon auszugehen, daß diese Einsicht in die folgende Forschungs- oder Theoriedarstellung eingearbeitet worden ist. Wenn es dagegen nur um das globale Eingeständnis *möglicher* Verzerrungen geht, so handelt es sich formell um eine unbe-

stimmt pauschale Einschränkung des Geltungsbereichs der eigenen Aussagen. Dies aber wäre trivial, wenn Autorin und Leserin bereits vorab von der Relativität von Wahrheitsansprüchen ausgehen. Worin besteht dann der ‚Überschuß‘ solcher konkreter Bekenntnisse, wenn sie nicht an die spezifische Untersuchung gekoppelt werden?

Hier wäre gemäß der „standpoint“-Argumentation zu unterscheiden, ob die Bekennende innerhalb der Geschlechtsklasse ‚Frau‘ eher zu den Beherrschenden oder zu den Beherrschten gehört, denn — um es polemisch zu sagen — je größer das Stigma ist, umso größer ist auch die Wahrheit¹. Wenn jemand die Zugehörigkeit zur Dominanzkultur „bekennt“, so ist er oder sie durch diese Trivialfeststellung weder vor Wahrnehmungsbornierungen noch vor hegemonialen Ansprüchen gefeit. Die schlichte Benennung von sozialen Merkmalen („weiß, mittelständisch, Pastorentochter“ usw.) bedeutet noch keine Reflexion dieser ‚Daten‘ oder gar eine kritisch handhabbare Einbindung in den Forschungs- und Erkenntnisprozeß.

Andererseits kann die Alternative auch nicht darin bestehen, zu behaupten, es gäbe eine Objektivität jenseits der erkennenden Subjekte, und es komme nur darauf an, sich der Logik in der richtigen Weise zu bedienen, um zu der objektiven Wahrheit über die soziale Realität zu kommen, d.h. der Prozeß des Erkennens sei prinzipiell abkoppelbar von Sozial- und Machtprozessen. Welche Zwischenformen lassen sich angesichts der unbefriedigenden Polarisierung zwischen totalisierenden Objektivitätsansprüchen einerseits und einem radikalen Relativismus andererseits finden? Immerhin lassen sich ganz unabhängig von einer Explizierung der Perspektive Plausibilitätsgrade unterscheiden, und über die Kohärenz von Argumentationen und Darstellungen kann sinnvoll gestritten werden, auch wenn davon auszugehen ist, daß es prinzipiell unmöglich ist, einen machtfreien Raum wahren Argumentierens zu konzipieren.

Was wird gewonnen durch das bloße Benennen der eigenen Perspektive? Positiv interpretiert, ist damit eine Selbstdistanzierung intendiert. Zwar sind wir prinzipiell nicht in der Lage, eine neutrale Beobachterposition auf die Komplexität der Geschlechterverhältnisse einzunehmen — sei es als Mann vom Mars, sei es als Frau von der Venus. Allerdings können wir uns um eine Distanzierung von einer ‚reinen‘ „Betroffenenperspektive“ bemühen, indem wir wenigstens versuchsweise die Perspektive eines Anderen, Fremden

einnehmen oder auch die Sichtweise *bestimmter* Außenstehender oder in anderer Weise Involvierter wenigstens zur Kenntnis nehmen.

Nun macht eine große Anzahl verschiedener Perspektiven einen Sachverhalt oder ein Problem nicht unbedingt durchsichtiger; „der“ Gegenstand wird sehr schnell zu ebenso vielen verschiedenen Gegenständen wie Perspektiven vorhanden sind. Von wo aus lassen sich dann noch Muster herausarbeiten? In der Sicht konsequenter Relativistinnen darf keiner Perspektive der Vorrang vor anderen gegeben werden, da es keine übergeordnete, nicht-perspektivische Wahrheit gibt. Allerdings drängt sich der Eindruck auf, daß die Vielfalt der Standpunkte, Perspektiven und Ansätze, für die sie votieren, dabei als etwas angesehen wird, was die Wissenschaft wenn auch nicht wahrer, so doch „moralischer“⁷, nämlich ehrlicher und bescheidener mache. Als befreie das Wissen um die eigene Beschränktheit, um die eigene Interessengebundenheit bereits von Herrschaftsansprüchen. Aber erübrigt sich damit schon die Auseinandersetzung um die „bessere“ Perspektive, und für wen *kann* sie sich überhaupt erübrigen? An dieser Stelle beginnt erst die Wissenschaft — das Spiel (oder der Kampf) um die Wahrheit.

Für das Problem des Relativismus bei einer Multiplizität der Perspektiven scheint mir die Lösung nicht darin zu liegen, daß Theorien eben von möglichst vielen verschiedenen sozialen Gruppen als wahr anerkannt werden müssen⁸. Anerkennungsprozesse in der Wissenschaft wären damit noch direkter von unmittelbaren Machtprozessen abhängig, nämlich davon, welchen Gruppen es jeweils gelingt, sich so zu artikulieren, daß sie eine *pressure group* bilden, auf deren Zustimmung alle Theorien angewiesen wären. Abgesehen davon, daß es mir durchaus fraglich erscheint, ob bei solchen kruden politischen Aushandlungsprozessen die Stigmatisierten wirklich bessere Chancen hätten als durch die Kraft ihrer Argumente in wissenschaftsinternen Auseinandersetzungen, liegt dieser pragmatischen Lösung des Relativismusproblems ein Wissenschaftsbegriff zugrunde, der sich nicht mehr von Politik unterscheiden läßt⁹ — ein Problem, das sich bei den „standpoint“-Theoretikerinnen allerdings ähnlich stellt, insofern sie von einem objektiven Erkenntnisinteresse ausgehen, das aus der jeweiligen Gruppenzugehörigkeit unmittelbar resultiert.

Ich halte die derzeitige feministische Theorieentwicklung hin zur Perspektivenvielfalt zwar für einen Fortschritt gegenüber jenen

früheren Erkenntnispositionen, die ideologisch auf die Gleichheit von Fraueninteressen setzten. Aber sie muß weitergetrieben werden zu der Frage, wie sich die verschiedenen Perspektiven *qualitativ* zueinander verhalten. Wird ein „Meisterdiskurs“ schon dadurch vermieden, daß er nicht gewollt wird? Reicht es, sich voller guter Absichten gegen universelle Wahrheitsansprüche auszusprechen? Soll in der feministischen Diskussion wirklich nicht (mehr?) um die Geltung und die Qualität der jeweiligen Aussagen konkurriert werden?

Denn das scheint das faktische Ergebnis der Perspektivitätstheorie zu sein: daß durch diese Relativierung entgegen der explizit geäußerten lauterer Absichten einer Auseinandersetzung um den Geltungsbereich der eigenen Aussagen ausgewichen wird. Jede proklamiert nur noch, für sich und vielleicht noch für ihre unmittelbare Bezugsgruppe zu sprechen. Da es sich um eine bewußt als subjektiv gekennzeichnete Wahrheit handelt, kann sie auch nicht bestritten werden.

Die Benennung der eigenen Perspektive als einer, die z.B. an ein bestimmten Lebensmodell gebunden ist, öffnet projektiven Lesarten Tür und Tor. Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: Wenn eine lesbische Frau ein Buch über Lesbendiskriminierung schreibt und sich selbst dabei thematisiert, so wird diese explizierte Perspektive die Rezeption beeinflussen: heterosexuelle Leserinnen werden sich leichter davon distanzieren können, während lesbische Leserinnen es als Thematisierung aus der Innenperspektive eher anerkennen werden, als wenn es sich um die Arbeit einer heterosexuellen Autorin handelte, die ihre Außenperspektive benennt¹⁰.

Die Selbstblockierungen in der feministischen erkenntnistheoretischen Diskussion lassen sich möglicherweise eher auflösen, wenn man sie als rhetorische Situation analysiert: Wer spricht mit welcher Textsorte wo zu wem über welche Sache? Wenn es sich z.B. wie in manchen „Rassismus“-Diskussionen lediglich darum handelt, daß die „Guten“ (Antirassistinnen) sich gegenseitig in flammenden (Selbst-)Anklagereden des aufrechten Gangs mit ein bißchen „mea culpa“ versichern, so dürfte die Funktion vor allem darin liegen, daß politisch eine Gruppe der Wohlmeinenden konstruiert, nicht jedoch eine Sachklärung über die Inhalte von Rassismus angestrebt oder eine gleichgültige oder gar rassistisch orientierte Öffentlichkeit damit angesprochen wird.

Daß eine Analyse der rhetorischen Situation auch für die jeweilige Sache aufschlußreich sein kann, möchte ich anhand von der Subjektivitätsrhetorik zeigen, die für frühe feministische Untersuchungen kennzeichnend war.

2.

Subjektivitätsrhetoriken

Wenn die Thematisierung der eigenen Subjektivität als methodisches Prinzip eingesetzt wird, so stellen sich die oben skizzierten erkenntnistheoretischen Probleme noch schärfer. Beansprucht wird nicht nur, daß Erkenntnis von der sozialen Position abhängig ist wie bei den „standpoint“-Theoretikerinnen, sondern daß jede Erkenntnis eine subjektive ist, d.h. motiviert und geprägt durch Idiosynkrasien, durch die jeweils ganz spezifische Erfahrung. Gleichzeitig ist bei den frühen methodologischen Überlegungen, die von der affektiven Betroffenheit ausgehen, der Zusammenhang zwischen der Subjektivitätsthematisierung mit einem angestrebten Kollektivsubjekt ‚Frau‘ deutlicher als bei der Benennung der eigenen Perspektive zum Zweck der Differenzierung innerhalb jenes Kollektivsubjekts.

Die feministische Debatte hat sich inzwischen vom Betroffenheitspostulat weit entfernt, u.a. deshalb, weil jetzt in Frage gestellt wird, ob das Kollektivsubjekt „Frau“ tatsächlich so selbstverständlich von einer biologisch-politischen Basis ausgehen kann, wie in den Anfängen der feministischen Theoriebildung unterstellt wurde. In den letzten Jahren hat sich die Diskussion um Gleichheit oder Differenz der Geschlechter immer mehr auf die Problematisierung der Kategorie „Geschlecht“ verlagert. Nachdem die ideologischen Kämpfe um die Gewichtung von „biologischen“ (sex) und „kulturellen“ (gender) Geschlechtsunterschieden zunächst dadurch befriedet schienen, daß die sozialwissenschaftliche Frauenforschung sich fast ausschließlich mit „gender“ befaßte, werden in letzter Zeit immer mehr Stimmen laut, die auch die biologische Geschlechtsunterscheidung als kulturell erzeugt auffassen. Diese Behauptung wird einerseits durch empirische Untersuchungen über medizinische und psychologische Geschlechtsbestimmungsmethoden wie auch durch ethnologische Analysen¹¹ gestützt, andererseits wird im Ausgang von poststrukturalistischen Annahmen aufgezeigt, in welcher Weise Geschlechtlichkeit in den Diskursen der modernen Humanwissenschaften konstruiert wird¹². Vor allem bei einigen amerikanischen Feministinnen¹³ ist

das Ziel dabei, die Kategorie „Geschlecht“ selbst zu de(kon)struieren.

In merkwürdigem Kontrast zu diesen theoretischen Positionen steht die oft in den gleichen Texten selbstverständliche Verwendung von „wir Frauen“ oder „wir Feministinnen“ — ein Kollektivsubjekt, das zwar noch eine politische Funktion hat, theoretische aber durch die Analyse der vielfältigen Differenzen zwischen Frauen (Lebensmodelle, ethnische und soziale Zugehörigkeiten etc.) längst obsolet geworden ist¹⁴. Und auch die politische Verwendung steht im Verdacht, Hegemonialansprüche einer identifizierbaren Gruppe von Frauen (weiß, mittelständisch, heterosexuell) kaschieren zu sollen.

Ich möchte diesem Widerspruch hier ein Stück weit nachgehen, ohne ihn sachlich auflösen zu können. Mich interessiert die Frage, in welcher Weise a) ein Kollektivsubjekt (Frau; die feministische Bewegung) hergestellt und b) über die Thematisierung von Subjektivität im weitesten Sinne (Lebensmodelle, biographische Details, Befindlichkeiten) in den Texten selbst eine Sorte Weiblichkeit konstruiert wird, deren Konnotationen mir problematisch erscheinen.

Beschäftigt man sich mit der Wirkung von Texten, so wird schnell deutlich, daß auch ein „gelungener“ wissenschaftlicher Text sich nicht allein durch die Wissenskompetenz der Autorin auszeichnet, sondern auch durch eine soziale Kompetenz. Das ist bei akademischen Texten genauso wichtig wie bei Texten, die sich an ein außeruniversitäres Publikum wenden. In beiden Fällen muß die Schreibende in der Lage sein, die Lesererwartungen zu treffen und schließlich zu den eigenen Fragen und Antworten zu verführen. Der Thematisierung von subjektiven Anteilen müßte daher eine Reflexion der rhetorischen Situation vorangehen: Wer (Perspektivität, Subjektivität) spricht wo (Forum, Publikationsort) über welche Sache (Gegenstand) in welchem „Formular“ (Textsorte, „Diskurs“) zu wem (Adressierung)? Die Reflexion dieser fünf Elemente ist für alle Textstrategien zentral.

Warum sind Phänomene rhetorischer Strategien gerade im Kontext von Frauenforschung untersuchenswert? Gegen ihre Relevanz ließe sich einwenden, daß *alle* Texte angebbare rhetorische Strategien verfolgen, und so eben auch Frauenforschungstexte. Was ist daran so Besonderes? Schließlich gibt es überall in der wissenschaftlichen Literatur ein Autor-Ich, das z.B. ankündigt, was den Leser als Nächstes erwartet. In den meisten Kontexten

bewertet dieses Autor-Ich auch Argumente, verortet sich, indem es eine bestimmte Diskussion darstellt, Argumenten partiell zustimmt oder sie ablehnt, um schließlich eine neue Unterscheidung einzuführen, auf die in diesem speziellen Kontext möglichst noch niemand gekommen sein sollte. Damit hat dieses Autor-Ich dann einen Aspekt eines Problems gelöst und sich als mehr oder weniger raffiniert, mindestens aber als rational erwiesen.

In einem gewissen Kontrast zu dieser Art von Ich-Thematisierungen stehen Problematisierungen des Bezugs des Autors oder der Autorin zu seinem oder ihrem Gegenstand. Sie stehen oft in der Tradition der reflexiven Sozialforschung¹⁵ und sind mit psychoanalytischen Elementen verbunden. Hier kann auch Nicht-Rationales, Subjektives thematisiert werden.

Zu dieser Art der Ich-Thematisierung hat Frauenforschung (zumindest historisch) ein enges Verhältnis. Frauenforschung entwickelte sich bekanntlich aus jener wissenschaftskritischen Tradition, die sich gegen die Objektivitätsunterstellungen und die Norm politischer Interesselosigkeit der etablierten Wissenschaft richtete. Das Faktum, daß der Geschlechterunterschied bis dahin kein ernstzunehmender Gegenstand der Forschung war, legte den Verdacht nahe, daß der wissenschaftsübliche Androzentrismus im Erfahrungshintergrund und in den Interessen der Wissenschaftler und — zentral dabei — in ihrer Geschlechtszugehörigkeit begründet war. Gegen solcherart als „androzentrisch“ identifizierbare Bornierungen wurden die Erfahrungen *der* Frauen gesetzt — und da es um Erfahrungen von Frauen als Angehörige eines *sozialen* Geschlechts ging, mußten sie als allen Frauen *gemeinsame* unterstellt werden, wie etwa Diskriminierungs- und Ausschlußerfahrungen. Dabei liegen in der Frauenforschung die Thematisierung der Geschlechtszugehörigkeit der Autorin, sonstiger soziologisch faßbarer Merkmale (die jeweils *spezifische* Diskriminierungserfahrung, ihre „Perspektive“) und biographischer Details (das Idiosynkratische ihrer Erfahrung, das aber als dennoch paradigmatisch aufgefaßt wird) auf derselben Traditionslinie.

Aus diesem Grund kann eine Analyse der Subjektivitätsrhetorik auch heute noch aufschlußreich sein für die neueren erkenntnistheoretischen Diskussionen: weil das Problem der erkenntnistheoretischen Relevanz der Geschlechterdifferenz hier nur verschoben wird auf die Differenzen zwischen Frauen. In beiden Fällen wird ein notwendiger Zusammenhang zwischen sozialer Verortung, Macht und Erkenntnisprozessen unterstellt.

Ausgehend von unterstellten Gemeinsamkeitserfahrungen lautete das zentrale methodologische Postulat von Frauenforschung bekanntlich zunächst, von der eigenen „Betroffenheit“ als Frau auszugehen¹⁶. Diese Forderung richtete sich kritisch gegen die Neutralitätsunterstellungen der herkömmlichen Wissenschaft. Das Betroffenheitspostulat brachte in der empirischen und theoretischen Forschung von Frauen bald so etwas wie eine eigene Textsorte hervor: Jene Bekenntnisse, die sagten, als wer die jeweilige Autorin schrieb oder forschte, also z.B. Berichte darüber, durch welche spezifischen Erfahrungen die Autorin zum Feminismus gekommen war. Solche biographischen Erzählungen fungierten als politische Verortungen und gingen oft über in programmatische Erklärungen, zu welchen Zielen diese Forschung beitragen sollte (etwa zur „Befreiung der Frau“). Bekenntnisse dieser Art markierten als Textsorte bald eine Trennlinie zwischen einer sich eher radikalfeministisch verstehenden Bewegungsforschung und einer „seriöseren“ oder akademischen Frauenforschung, die zwar auch noch an die Frauenbewegung, aber mindestens ebenso an den Wissenschaftsbetrieb adressiert war und sich auch *in* ihm zur Geltung bringen wollte.

Wenn ich hier von „Bekenntnissen“ spreche, so ist damit in einem nichtpejorativen Sinne eine Textgattung gemeint, in der freiwillig etwas für bis dahin für privat und nicht thematisierbar Gehaltene preisgegeben und als dieses Prekäre zum Element einer positiven Selbstdarstellung wird. Die Tendenz zu solchen subjektiven Bekenntnissen in akademischen Frauenforschungstexten ist zwar rückläufig, doch gleichzeitig ist die Subjektivitätsrhetorik zu einem festen Bestandteil des feministischen Habitus geworden, wie er z.B. bei Tagungen und Vortragsdiskussionen inszeniert wird. (Hier müßten allerdings noch die fachspezifischen Habitus¹⁷ differenziert werden — die Subjektivitätsrhetorik gehört eher zu einem sozialwissenschaftlichen als zu einem philosophisch-literaturtheoretischen Habitus).

Eine Textsorte zeichnet sich durch die jeweiligen Gestaltungsprinzipien aus und trifft auf bestimmte Rezeptionsbereitschaften. An einen wissenschaftlichen Text haben die meisten Leserinnen und Leser andere Erwartungen als an einen Roman. Texte mit subjektiver Bekenntnistendenz, wie sie feministischen Untersuchungen häufiger als in der politisch-theoretischen Literatur anderer sozialer Bewegungen zu finden sind, brechen zunächst mit der Literaturgattung „Wissenschaftstext“. Zwar hat es immer auch innerhalb der Wissenschaft anerkannte Textgattungen gegeben,

die das Subjektivitätstabu brechen durften, etwa Feldforschungsberichte oder psychoanalytische Texte, und natürlich jene aus dem Bereich der qualitativen Sozialforschung, die explizit auf Selbstreflexivität als methodisches Prinzip setzen. Ansonsten darf man sich in den ‚härteren‘ Disziplinen nur auf von allen geteilte Erfahrung beziehen oder doch von allen potentiell Erfahrbares — etwa wenn man erläutert, durch welche Sach- oder Literaturprobleme man zu den eigenen Fragestellungen gekommen ist.¹⁸

Ob ein Wissenschaftstext nun die Person der Autorin ausklammert oder gerade nicht — in beiden Fällen handelt es sich um rhetorische Strategien. Die rhetorische Grundsituation für alle Texte besteht darin, daß die Autorin oder der Autor sich bewußt oder unbewußt auf ein Publikum einstellt und mit diesem über die zunächst nur eigene Sache ins Gespräch kommen will. Ob jene Strategie, in der die Autorin sich als Person ins Spiel bringt, erfolgreich ist, entscheidet sich daran, in welcher Weise die Lesenden diese subjektiven Passagen aufnehmen: ob sie sie als Relativierung der Ergebnisse der Autorin einschätzen (i.S.v. reiner Selbstlegitimation aus einer verzerrenden Betroffenenperspektive) oder aber als erfahrungsgesättigte Unterstreichung, als zusätzliche Plausibilisierung.

Unabhängig davon, ob Objektivität erkenntnistheoretisch tatsächlich beansprucht wird, ist eine subjektneutralisierte, objektivierende Rhetorik die *Form*, in der sich in den meisten wissenschaftlichen Disziplinen eine Argumentation als seriös ausweist.

Gegenüber den herkömmlichen Objektivitätsnormen war die Thematisierung der eigenen Subjektivität der Frauenforscherinnen mutig, weil sie mit einer überaus machtvollen Tradition brach, in der Graumäusigkeit sowie emotionale und politische Reserviertheit Eingangsvoraussetzungen für das Wissenschaftsgeschäft zu sein schienen. Am überzeugendsten ist die Subjektivitätsrhetorik jedoch in ihren didaktischen und politisierenden Wirkungen dann, wenn die Art der biographischen Erzählung Wiedererkennungseffekte bei der Leserin provoziert¹⁹. Beides — Didaktik und Politik — sind aber Haltungen, mit denen sich akademische Texte gerade nicht inszenieren (können); eine didaktische Haltung wird bestenfalls Einführungslehrbüchern zugestanden. Man mag diese Unterscheidung von Wissenschaft und Politik und innerhalb des Begriffs „Wissenschaft“ noch einmal die Hierarchie von Forschung und Lehre bedauern — aufheben lassen sich diese tendenziellen Unverträglichkeiten jedoch nicht bereits dadurch, daß die

sie markierenden Textstrategien ineinander geschoben oder nebeneinander gestellt werden. Denn die Subjektivitätsrhetorik ist etwa in einem Fach wie der Philosophie disqualifizierend; wer dort persönliche Erfahrungen direkt thematisiert, der bzw. die hat sich damit auch schon in Distanz zum Betrieb gesetzt und deutlich gemacht, daß sie/er nicht begriffen hat, worum es mindestens in dieser ‚Disziplin‘ (und wahrscheinlich in der Wissenschaft generell, siehe vorangestelltes Zitat) eigentlich geht. Akzeptabel wäre hier bestenfalls eine Verhüllung des Idiosynkratischen in ein stark exemplifizierendes oder hypothetisches Sprechen. — Umgekehrt ist es genauso verfehlt, einen Text voller akademischer Bezugnahmen an ein außeruniversitäres Publikum zu adressieren. Was durch Publikumsenttäuschungen erzielt wird, ist keine Einstellungsveränderung in der Rezeptionsbereitschaft, sondern eine Umgruppierung des Publikums.

Das mag von manchen Autorinnen ja noch hingenommen werden oder sogar intendiert sein. Systematisch problematischer bei der fraglosen Verwendung von Subjektivitätsrhetorik in Frauenforschungstexten ist aber, daß dabei stets in signifikanter Weise die Kategorie „Geschlecht“ mit „Weiblichkeit“ verknüpft ist. Wenn biographische Erzählungen in Wissenschaftstexten von Männern überhaupt vorkommen, so ist die Männlichkeit des Autors dort eher selbstverständliche Voraussetzung, als daß sie eigens zum Thema gemacht würde, und keinesfalls steht sie in einem irgendwie problematischen Verhältnis zu den Wissenschaftsinteressen des Autors. So wiederholt die Subjektivitätsrhetorik die Konnotationen von Weiblichkeit und Geschlecht, und damit auch von Weiblichkeit und Besonderem, während auf der anderen Seite die Intention dieser Rhetorik gerade darin besteht, den falschen Universalismus, die Identifikation von Männlichkeit mit Allgemeinemenschlichem, aufzubrechen.

3.

Die Konstruktion des Kollektivsubjekts als Konkurrenzvermeidung

In der Subjektivitätsrhetorik scheint „Weiblichkeit“ für Ganzheitlichkeit zu stehen, für die Aufhebung der Trennung zwischen Forscherinnensubjekt und Forschungsobjekt, für die Aufhebung der Trennung zwischen öffentlicher Person und Privatperson (das Private wird hierbei nicht nur als politisch, sondern auch als wissenschaftsfördernd angesehen) und schließlich für die Aufhebung des Widerspruchs zwischen souveräner Beanspruchung von

Autorschaft und der Zugehörigkeit zu der nach wie vor unterworfenen Geschlechtsgemeinschaft (auf die vom Märtyrerinnenmodell²⁰ produzierten Paradoxien wird zurückzukommen sein).

Die Perspektivitätsrhetorik konstruiert auf kompliziertere Art ein Kollektivsubjekt. Sie betont die Unterschiede zwischen Frauen in der Stimmenvielfalt, aber gleichzeitig wird weiterhin mit der Unterstellung gearbeitet, es handelte sich um einen Chor und nicht um eine babylonische Sprachverwirrung. Wenn die Position der sich postmodern verstehenden Relativistinnen konsequent weitergedacht werden würde, müsste jedoch dieses immer noch in „Wir“-Thematisierungen transportierte Kollektivsubjekt „Frau“ oder „Feminismus“ seinerseits dekonstruiert werden. Das wäre zwar nicht zwangsläufig damit verbunden, auf diese Begriffe ganz zu verzichten, wohl aber hieße es, sich einige selbstverständliche Unterstellungen dieser Begriffe zu vergegenwärtigen, z.B.: daß in solchen Redeweisen immer schon klar zu sein scheint, wer dazugehört und wer nicht, wer „Freund“ und wer „Feind“ des Feminismus ist²¹.

Die in den letzten Jahren artikulierte Freude an den Unterschieden und damit auch an unterschiedlichen Perspektiven von Frauen ist (noch?) eine sehr vordergründige Freude. Daß die Situation z.B. von schwarzen, lesbischen oder behinderten Frauen in den meisten feministischen Konzeptionen keine Berücksichtigung findet, hat, sobald sie sich artikulierte, dazu geführt, daß die Selbstzurechnung von Hegemonialansprüchen auf der „Gewinnerinnenseite“ der Verhältnisse einer Auseinandersetzung um *bestimmte* diskriminierende Theorieelemente eher blockiert als befördert hat. Die „Gewinnerinnen“ können sich leicht verbal mit allen Entrechteten solidarisieren, aber dies ist noch kein politischer Akt, der ein effektives Bündnis herstellen könnte — und schon gar nicht handelt es sich um einen theoretischen Gewinn oder um eine Bereicherung bei der Klärung der jeweiligen Sachfragen.

Oft genug werden in der Frauenforschung einander unverträgliche Perspektiven (sozusagen in „repressiver Toleranz“) nebeneinander stengelassen, ohne sie kritisch aufeinander zu beziehen. Damit wird es den üblichen Selektionsmechanismen des Wissenschaftssystems überlassen, welche Theorien und Ansätze sich durchsetzen und welche nicht. In der Frauenforschung wird noch oft übersehen, daß sie selbst an solchen Ausleseverfahren natürlich auch beteiligt ist. Eine feministische Autorin, die sich wissenschaftlich äußert, trifft schon allein durch die Bezugnahme auf

andere Autorinnen und Autoren Auswahlentscheidungen, die nicht willkürlich sind — und ebensowenig folgenlos. Immerhin wird mit deren Hilfe Sachautorität beansprucht — und jenen umgekehrt auch zugesprochen. Das gilt übrigens auch für explizite Kritik, die im Gegensatz zum Ignorieren anderer Ansätze das Kritisierte immerhin als diskussionswürdig anerkennt. Damit dürfte deutlich geworden sein, daß „Herrschaft“ im Sinne von Auslese sich im Wissenschaftsdiskurs nur wenig darüber ergibt, ob eine universelle oder nur eine relative Wahrheit *beansprucht* wird. Allerdings wird die Auseinandersetzung um die Wahrheit oder Geltung von explizit perspektivischen Aussagen eher erschwert, weil jede Kritik daran als Außenperspektive wahrgenommen und damit als verzerrend oder gar tendenziell feindlich abgewehrt werden kann²².

Meine These dazu ist, daß jene Betonung der eigenen Perspektivität bewußt oder unbewußt darauf abzieht, **nicht um Wahrheits- und Geltungsansprüche konkurrieren zu müssen.**

Immerhin sind „wir“ uns in der Relativität unserer Perspektiven auch dann noch „gleich“ (also gleichrangig), wenn diese Perspektiven einander diametral entgegengesetzt sind. „Wir“ unterscheiden uns dann gewissermaßen nur vordergründig voneinander, können aber doch weiterhin phantasieren, an derselben Sache zu arbeiten (z.B. Frauenbefreiung). Gerade im Feld feministischer Theorie und Forschung scheint es besonders schwierig zu sein, politische Effekte und Sachprobleme voneinander zu trennen. Warum sollte es *nicht* möglich sein, sich in der Sache einig und in der Politik völlig verschiedener Auffassung zu sein, oder umgekehrt? Und schließlich ist auch der Fall denkbar, daß man sowohl inhaltlich als auch politisch stark differiert, sich aber dennoch in späteren Auseinandersetzungen als mögliche Bündnispartnerinnen anerkennt.

Bei all jenen Diskussionen darum, von *wo aus* die Beteiligten sprechen, wird oft die Frage „vergessen“, *zu wem* sie sprechen, wo und in welchem „Formular“. So kann ich z.B. in theoretischen Texten Identitätskonzepte aufgrund ihres normativen Charakters und den Identitätsätsbegriff selbst ablehnen, es an *bestimmten* politischen Orten dennoch durchaus für sinnvoll halten, Identitätspolitik gegenüber jenen zu betreiben, die mir ihre Normen mehr oder weniger unbemerkt aufdrängen. Ebenso gibt es für Subjektivitätsrhetorik nicht etwa eine prinzipielle Sach(un)angemessenheit, sondern lediglich eine Publikumsangemessenheit.

Was nun das Benennen des eigenen „bias“ angeht, so ist Selbstreflexivität zwar sicherlich ein unverzichtbarer Bestandteil wissenschaftlichen Arbeitens, doch scheinen mir für die Fachöffentlichkeit, also in Publikationen, nur diejenigen Anteile der Subjektivität und Perspektivität der Autorin relevant, die eben von ihr *unbemerkt* in den Texten zum Ausdruck kommen — also gerade Bornierungen, die der eigenen Reflexion entgangen sind. Und diese können bekanntlich nur durch andere aufgedeckt werden, sei es dadurch, daß sie auf interne Widersprüche aufmerksam machen, sei es dadurch, daß sie diesen „bias“ mit ihrer anderen Perspektive konfrontieren.

Das setzte allerdings voraus, daß nicht globale Hegemonievorwürfe diskutiert werden, sondern der jeweilige konkrete Gegenstand. Dessen Präsentation geht eben nicht in der soziologisch oder biographisch identifizierbaren Perspektive der Autorin auf. Gerade aus poststrukturalistischer Perspektive ist es höchst problematisch, zu meinen, daß das, was ein Text aussagt, von den Intentionen des Autors oder der Autorin her zu verstehen sei. Es sind gerade *verschiedene* Diskurse, die „sich in einen Text einschreiben“, und seine Bedeutung besteht in den vielen verschiedenen Lesarten, die von ihm möglich sind („möglich“ heißt hier: mit hermeneutischen Verfahren nachvollziehbar). Das hieße aber, von der Proklamation irgendwelcher Perspektiven oder nicht-hegemonialer (anti-hierarchischer?) Ansprüche überzugehen zu konkreter Textarbeit und sich in eine offene Diskussion um die Plausibilität der eigenen Argumente und Interpretationen zu begeben.

Dabei liegt natürlich ein gewisser Widerspruch darin, daß ein Teil der Diskussionsteilnehmerinnen das begründete Gefühl hat, vom Diskurs ausgeschlossen zu sein, also auch seine Regeln zur Produktion „wahrer“ Aussagen nicht mitentworfen zu haben, und dennoch an ihm partizipieren und gegebenenfalls diese Regeln von innen verändern zu wollen. Mit diesem Problem hat aber die gesamte feministische Wissenschaft in bezug auf die etablierte Tradition zu kämpfen; eine Entparadoxierung scheint mir nur dann möglich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß man bereits die Vorentscheidung getroffen hat, daß es sich beim Feld „Wissenschaft“ um ein relevantes Feld für die eigenen Interessen und bei den jeweiligen Zuhörerinnen oder Leserinnen um das Publikum handelt, an dem einem gelegen ist. Das heißt zwar nicht, daß sämtliche wissenschaftliche Normen und Standards kritiklos übernommen werden müssen, es hieße aber sehr wohl, anzuerken-

nen, daß Wissenschaft, Politik und Selbstverständigungsprozesse verschiedene Felder sind, für die jeweils andere Machtprozesse typisch sind. Wissenschaftstypisch ist z.B. die Fiktion, daß es für die Anerkennung von „guter“ Forschung irrelevant ist, wer die Autorin oder der Autor einer Untersuchung ist (und selbstverständlich auch deren Geschlechtszugehörigkeit und ethnische Identität), und daß es einzig um die Sachebene geht. Diese Fiktion kann zwar innerhalb der Wissenschaftstheorien der Einzelwissenschaften und auch in der Philosophie erfolgreich bestritten und gezeigt werden, wieviel „Außersachliches“ in solche wissenschaftlichen Anerkennungsverfahren mit eingeht und daß bereits in die Konstitution einer „Sache“ als legitimem Gegenstand einer Disziplin Vorentscheidungen eingehen, die u.a. wiederum vom Zugang zu den jeweiligen Ressourcen des Fachs abhängen. Doch auch diese Wissenschaftskritik hat sich der jeweiligen Formulare des Fachs zu bedienen, um in ihm Gehör zu finden, wenn sie sich eben nicht bereits vorab auf ein außerinstitutionelles Dasein beschränken will.

Für die Machtprozesse innerhalb der feministischen Forschung bedeutet dies, daß illusionslos davon ausgegangen werden muß, daß auch hier verschiedene Perspektiven um ihre jeweiligen Geltungsansprüche *konkurrieren*, und zwar nicht nur um Anerkennung durch die etablierte Wissenschaft, sondern auch innerhalb des Feminismus. Nun wird mit Konkurrenz geschlechtsspezifisch (und damit ist hier „gender“ gemeint) sehr unterschiedlich umgegangen, und zwar so, daß sie zwischen Frauen eher gelehnet und für ein genuin männliches Phänomen gehalten wird. Angesichts dessen ist es wenig erstaunlich, daß auch Frauenforschung die Konkurrenz zwischen Frauen als etwas behandelt hat, „was nicht sein kann, weil's nicht sein darf“: Wenn Konkurrenz vor allem ein unter Männern und vielleicht noch unter männlich identifizierten Frauen (was immer die anderen sind) antreffbares Phänomen ist, so steht die Weiblichkeit auf dem Spiel, wenn dieses negativ bewertete Verhalten auch in den „eigenen Reihen“ zur Kenntnis genommen werden müßte.

Die Analyse der Subjektivitäts- und Perspektivitätsrhetorik hat ergeben, daß deren Strategien zu einer oberflächlichen Einschränkung der Wahrheitsansprüche, aber gleichzeitig zu einer Verabsolutierung der eigenen politischen Dignität führen. Auf diese Weise wird ein moralischer Pluspunkt angestrebt; die Konkurrenz um die Plausibilität der eigenen Aussagen wird auf politische (oder

schlimmer noch: auf soziale) Verortungen verschoben. Das Märtyrerinnenmodell (vgl. Landweer 1990) ist auch hier wirksam: je „betroffener“ die eigene Perspektive, je größer die erlittene Stigmatisierung, desto „wahrer“ muß auch der entsprechende Feminismus sein, gemäß der Gleichung: je bekennd partikularer, umso „wahrhaftiger“ und damit mindestens moralischer und *deshalb* universeller.

Auch die Thematisierung der eigenen Herrschaftsposition folgt der gleichen sozialen Grammatik. Wenn ich als Angehörige der westlichen Kultur aufgrund der Geschichte des abendländischen Geisteslebens vermuten kann, daß auch ich nicht frei von den entsprechenden Bornierungen bin, so wird die Sache bzw. meine Forschung nicht dadurch besser, daß ich „*mea culpa*“ rufend bekenne: Ich bin weiß, mittelständig und Pastorentochter. Selbstentwertung als Vorwegvermeidung sachlich begründeter Kritik und damit als Unterwerfungsgeste gegenüber der Leserin funktioniert innerhalb des Märtyrerinnenmodells. Gerade angesichts der Macht dieses Modells auch innerhalb der feministischen Diskussion selbst muß es zunächst darum gehen, überhaupt erst eine faire Streitkultur zu entwickeln und dabei den „Kampf um die Wahrheit“ nicht mit einem Existenzkampf zu verwechseln. Zudem ist zu bedenken, daß eine selbstkritische Haltung, die die Perspektive der anderen immer schon mitbedenkt, eine eher problematische Hypothek der historischen Konstruktion von Weiblichkeit ist und im männlich konnotierten Feld „Wissenschaft“ ganz unabhängig von den Intentionen der Autorin prinzipiell als Einschränkung angesehen wird (in dem Sinne: das sagt sie ja nur „als Frau“).

Rhetorische Konkurrenz*vermeidung*stechniken können hier nicht erfolgreich sein, weil Konkurrenz immer schon stattfindet. Deren Verleugnung führt zu umso quälenderen, da indirekten Konkurrenzformen. Ich plädiere deshalb für offene, durchsichtige Formen der Konkurrenz — der Konkurrenz um Wirkung, Wichtigkeit und Geltung von Aussagen.

4.

Die Frage nach der Rhetorik

Damit ist nichts über das erkenntnistheoretische Problem gesagt, in welchem Verhältnis die Perspektivität von Aussagen zu ihrer „Wahrheit“ steht. Die Sache, um die es mir geht, ist nicht die Frage nach der „richtigen“ feministischen Erkenntnistheorie, sondern diese Frage einzuklammern und statt dessen nach den *Bedingungen*

der Rede über die Geltungsansprüche feministischer Theorie zu fragen. Deshalb habe ich in diesen Überlegungen zu rhetorischen Strategien in der Frauenforschung das Sachproblem nicht als Frage danach definiert, welche Textstrategien welchem Gegenstand angemessen sind. Dann hätte ich das Problem pseudopluralistisch lösen können, etwa in der Art, daß für theoretische Texte die Selbstthematization der Autorin überflüssig, für empirische Forschung aber möglicherweise methodisch sinnvoll sein kann. Aber damit hätte ich weder den Selbst- und Fremdaufklärungsanspruch der Subjektivitätsrhetorik ernstgenommen, der zu Recht nicht nur empirische Forschungen, sondern auch theoretische Texte für affektiv motiviert hält, noch hätte ich die Machtwirkungen neutralisierter theoretischer Texte reflektiert. Mit einer Bewertung der Subjektivitätsrhetorik gemäß der Unterscheidung empirisch angemessen/theoretisch unangemessen würde die disziplinäre Arbeitsteilung vordergründig als ein friedliches Geschäft behandelt, faktisch aber die wissenschaftsinterne Hierarchie zwischen Philosophie und Naturwissenschaften einerseits und Sozial- und Geisteswissenschaften andererseits nicht nur bestätigt, sondern implizit neu hergestellt.

Wenn man die Machtwirkung *jeder* Rede, sofern sie nur rhetorisch „gut“ plaziert ist, berücksichtigt, so stellt sich die Frage nach den Geltungsansprüchen in einem ganz anderen Problemzusammenhang. Die erschreckende Erkenntnis, die poststrukturalistische Ansätze wie etwa der von Foucault all denen zumuten, die sich als politisch agierende Subjekte verstehen, besteht darin, daß Diskurs und Gegendiskurs oft denselben Regeln gehorchen. Dabei schreiben sie, oft unbemerkt, denselben zentralen Begriffen Realität zu und greifen auf dieselben Verfahren zur Wahrheitsproduktion zurück wie die Gegenposition. Foucault hat z.B. gezeigt, wie seit dem 18. Jahrhundert der Begriff „Sexualität“ mit einer universellen Kausalmacht ausgestattet worden ist, und zwar sowohl von denen, die sich in der Psychiatriegeschichte um die Erfindung bunter Reihen von Pathologien verdient gemacht haben, als auch von denen, die auf eine Befreiung der Sexualität setzen. Auf diese Weise wird z.B. „Homosexualität“ nicht mehr als bloße Praktik oder als „abweichender“ Lebensentwurf interpretiert, sondern als etwas, das den Charakter vollständig bestimmt. Diese Substantialisierungen werden vom Diskurs ebenso wie vom Gegendiskurs erzeugt²³.

Die Frage, über die sich sinnvoll verständigt werden kann, ist dann nicht mehr die, was das Wesen der Sexualität wirklich ist, oder was

das Wesen des Geschlechts ausmacht — ob wir in erster Linie Frauen und Männer, oder doch primär Menschen und die Geschlechtskonstruktionen dann Prozesse sind, die auch ganz anders verlaufen können oder sogar ganz verzichtbar sind, und was für eine erkenntnistheoretische Position daraus ableitbar ist oder gerade nicht. Dagegen müßte vielmehr nach den *Bedingungen der Rede* über die Kategorie „Geschlecht“ ebenso wie nach denen der Rede über die Geltungsansprüche von perspektivischen Aussagen gefragt werden. Wenn so die rhetorische Struktur der Frage nach der Kategorie „Geschlecht“ als das Entscheidende genommen wird, und nicht die Variationsbreite möglicher Antworten, so ist sofort ersichtlich, daß niemand zu allen Frauen oder gar zu allen Menschen spricht — auch wenn dies eine Omnipotenzphantasie manches anerkannten westlichen Philosophen ist. Das Universalismus/Relativismus-Problem wird also nicht gelöst, sondern auf die Frage nach den AdressatInnen verschoben.

Solange Frauenforschung sich noch an die Einzeldisziplinen adressiert, möchte ich eine wissenschaftliche Haltung verteidigen, die zwar nicht die Relevanz von idiosynkratischen Elementen im Erkenntnisprozeß bestreitet, aber doch überzeugt ist, daß die schriftliche Präsentation auf deren gezielte Darstellung verzichten sollte. Es gibt natürlich Schulen, die ihren Gegenstand von vornherein so fassen, daß er nur in einem selbstreflexiven Formular beschreibbar ist, wie etwa die Ethnopsychanalyse²⁴. Ihr Anregungspotential für andere Problemfelder ist groß, gerade weil davon auszugehen ist, daß eine vollständige „Eliminierung der persönlichen Spuren“ (s. Zitat oben) in der Forschung gar nicht möglich ist. Daraus ist aber kein universeller Erklärungsanspruch für *alle* Sachprobleme ableitbar²⁵.

„Zwar trägt eine große wissenschaftliche Entdeckung auch den individuellen Stempel ihres Urhebers; wir begegnen in ihr nicht nur einem neuen Aspekt der Dinge, sondern auch einer individuellen Geisteshaltung und sogar einem bestimmten persönlichen Stil. *Aber dies alles hat nur eine psychologische, keine systematische Relevanz.*“ (Cassirer 1990, S. 345, Hervorhebg. H.L.)

Auch wenn die Rede von den „großen wissenschaftlichen Entdeckungen“ durch wissenschaftsgeschichtliche und wissenschaftstheoretische Untersuchungen inzwischen obsolet geworden ist²⁶, so ist der von Cassirer formulierte systematische Anspruch doch einer, den ich auch gegen manche poststrukturalistischen Anti-

Systematisierungsnormen wie gegen erkenntnistheoretische „standpoint“-Positionen aufrechterhalten möchte. Für das Festhalten an diesem eher „traditionellen“ Wissenschaftsideal mag es nicht unwichtig sein, daß „der vorherrschende disziplinäre Mechanismus, der gegenwärtig dieses Autorsubjekt mobilisiert“ (Butler 1991, S. 12), die Philosophie ist. Appelliert wird damit an feministische Autorinnen, eine Sprecherposition einzunehmen, die bisher männlich konnotiert ist.

Anmerkungen

- ¹ Herta Nagl-Docekal weist z.B. darauf hin, daß es auch heute noch, wo immerhin ein Teil der feministischen Frageinteressen als legitim anerkannt ist, risikoreich sei, Begriffe wie „Vernunft“, „Wissenschaft“, „Gerechtigkeit“, „Moralität“ etc. unter den Verdacht zu stellen, von „typisch männlichen Sichtweisen“ geprägt zu sein (Nagl-Docekal 1992, [12]). Sie unterscheidet am Beispiel der Philosophie zwischen einer Androzentrismuskritik, die ihrerseits von einer Geschlechtermetaphysik ausgeht und Frauen in essentialistischer Weise als das „Andere der Vernunft“ konzipiert, und einer, die sich statt dessen auf die Geschichtlichkeit der Geschlechtscharaktere bezieht.
- ² Angeregt wurde die Verwendung der Formularmetapher durch Frese 1985, der seinen Formularbegriff aber anders als hier als Kritik an soziologischen Begriffen (vor allem „Struktur“, „Rolle“ und „Entfremdung“) entwickelt (vgl. besonders Kap. 11, S. 138 - 172).
- ³ Vgl. z.B. Hartsock 1987
- ⁴ Vgl. z.B. Flax 1988
- ⁵ So z.B. Harding 1986, Fee 1986, Hill Collins 1989
- ⁶ Hill Collins z.B. diskutiert die Frage, ob schwarze Frauen als die am stärksten unterdrückte Gruppe die geeignetste Perspektive haben, um gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse analysieren zu können. Sie ist aber realistisch der Meinung, daß Unterdrückung weder quantifizierbar noch vergleichbar sei. „While it is tempting to claim that Black women are more oppressed than everyone else and therefore have the best standpoint from which to understand the mechanisms, processes, and effects of oppression, this simply may not be the case.“ (Hill Collins 1989, S. 757)
- ⁷ Hill Collins 1989 z.B. bezieht eine afrozentristische feministische Erkenntnistheorie explizit auf moralische Werte.
- ⁸ So z.B. Hill Collins 1989
- ⁹ An vielen amerikanischen Universitäten haben Forschungsrichtungen diverser „Identitäten“ Fakultätsstatus erlangt. Beatrice Durand zeigt in der „taz“ vom 23. 7. 92, welche problematischen Nebenwirkungen sich daraus ergeben, da politische Ziele nicht notwendigerweise ein wissenschaftliches Forschungsfeld definieren.
- ¹⁰ Die Unterstellung, daß Autoren und Autorinnen aus einer „Betroffenen“-Perspektive schreiben, ist bei allen Themen, die sich ausschließlich oder am Rande auf Sexualität beziehen, besonders groß. So reicht die Thematisierung der Normierungsmacht von Heterosexualität aus, um eine Autorin selbstverständlich für lesbisch zu halten. Auch Hirschauer macht z.B. in der Einleitung zu seiner Studie über Transsexualität deutlich, wie groß das Interesse von „Insidern“ ebenso wie von „Outsidern“ ist, „den (!) Soziologen“ an die stigmatisierte Position der Transsexuellen zu assimilieren und zu fragen, warum er (?) diese Forschung mache und was für eine Person ‚dahinterstecke‘ (Vgl. Hirschauer 1992, S. 7).
- ¹¹ Z.B. Hirschauer 1992
- ¹² Z.B. Laqueur 1992, Butler 1991

- ¹³ So bei Butler 1991
- ¹⁴ So problematisiert z.B. auch Flax die Verbindung von Feminismus und postmodernen Perspektiven mit dem Hinweis, daß Politik auf Verortung und ein „wir“ angewiesen sei (Flax 1990, S. 221).
- ¹⁵ Vgl. dazu Müller 1979 und 1983 und Beer 1987
- ¹⁶ Mies 1978. Vgl. auch die kritische Debatte dieser Postulate in „beiträge zur feministischen theorie und praxis 11“ 1984, besonders die Problematisierung des Betroffenheitspostulats bei Thürmer-Rohr 1984.
- ¹⁷ Vgl. Frank 1990
- ¹⁸ Duden 1991 überschreitet diese Regel in interessanter Weise, indem sie in ihrer „Einführung“ nicht nur Auskunft über intellektuelle Bezüge gibt, sondern auch über den sozialen Zusammenhang im engeren Sinne, dem sich diese Bezüge verdanken. Allerdings ist ihre Untersuchung als „Essay“ deklariert und nicht ausschließlich an wissenschaftliche ExpertInnen adressiert.
- ¹⁹ Dies ist z.B. bei Koch-Klenske 1989 ein methodisches Prinzip, das überaus erfolgreich ist, wie die Neuauflagen zeigen.
- ²⁰ Vgl. Landweer 1990
- ²¹ Flax 1990 deutet sogar eine moralische Verpflichtung des Individuums gegenüber diesem „Wir“ an: „Without a location and participation in collective memory and its retelling or reconstruction, a sense of „we“ cannot emerge or be sustained — a we of which each I is a part and to which each I is *reponsible*. Without a sense of an I among we's, politics as (distributive) justice is not possible.“ (Flax 1990, S. 221, Hervorhebg. H.L.)
- ²² Vgl. oben Anmerkung 10.
- ²³ Vgl. Foucault 1979
- ²⁴ Vgl. z.B. Devereux 1967 und Nadig 1986
- ²⁵ Dies tut z.B. Devereux 1967.
- ²⁶ Vgl. z.B. Knorr-Cetina 1984

Literatur

Beer 1987: Ursula Beer, Objektivität und Parteilichkeit — ein Widerspruch in feministischer Forschung? Zur Erkenntnisproblematik von Gesellschaftsstruktur, in: Ursula Beer (Hg.), Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, Bielefeld 1987

Butler 1991: Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt 1991 (Originalausgabe: Gender Trouble, Routledge 1990)

Cassirer 1990: Ernst Cassirer, Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur, Frankfurt 1990 (Originalausgabe: An Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture, New Haven 1944)

Devereux 1967: Georges Devereux, From Anxiety to Method in the Behavioral Sciences, Paris 1967 (dt.: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, München 1973)

Duden 1991: Barbara Duden, Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben, Hamburg Zürich 1991

Durand 1992: Beatrice Durand, Bigotterie meinerseits, in: Tageszeitung vom 23. 7. 92, S. 13

Fee 1986: Elizabeth Fee, Critiques of Modern Science: The Relationship of Feminism to Other Radical Epistemologies, in: Ruth Bleier (ed.), Feminist Approaches to Science, New York 1986

Flax 1988: Jane Flax, Reply to Tress, in: SIGNS 12, no. 4, 1987, p. 624 - 643

Flax 1990: Jane Flax, Thinking Fragments. Psychoanalysis, Feminism and Postmodernism in the Contemporary West, Berkeley 1990

Foucault 1979: Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit, 1. Band: Der Wille zum Wissen, Frankfurt 1979

Frank 1990: Andrea Frank, Hochschulsozialisation und akademischer Habitus. Eine Untersuchung anhand der Disziplinen Biologie und Psychologie, Weinheim 1990

Frese 1985: Jürgen Frese, Prozesse im Handlungsfeld, München 1985

Hill Collins 1989: Patricia Hill Collins, The Social Construction of Black Feminist Thought, in: SIGNS 14, no. 4, 1989, p. 750- 772

Harding 1986: Sandra Harding, The Science Question in Feminism. New York 1986

Hartsock 1987: Nancy Hartsock, The Feminist Standpoint. Developing the Ground for a Specifically Feminist Historical Materialism, in: Sandra Harding (ed.), Feminism and Methodology, Indiana 1987

Hirschauer 1992: Stefan Hirschauer, Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel, Diss. Bielefeld 1991, erscheint in Frankfurt 1992

Knorr-Cetina 1984: Karin Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Wissenschaft, Frankfurt 1984

Koch-Klenske 1989: Eva Koch-Klenske, WeibGedanken. Studentinnen beschreiben die feministischen Theorien der achtziger Jahre, Bielefeld 1989

Landweer 1990: Hilge Landweer, Das Mätürerinnenmodell. Zur diskursiven Erzeugung weiblicher Identität, Pfaffenweiler 1990

Laqueur 1992: Thomas Laqueur, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt/New York 1979

Mies 1978: Maria Mies, Methodische Postulate zur Frauenforschung, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 1, München 1978, S. 41 - 63

Müller 1979: Ursula Müller, Reflexive Soziologie und empirische Sozialforschung, Frankfurt/New York 1979

Müller 1983: Ursula Müller, Gibt es eine „spezielle“ Methode in der Frauenforschung?, in: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hg.), Methoden in der Frauenforschung, Frankfurt 1983, S. 29 - 50

Nadig 1986: Maya Nadig, Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko, Frankfurt 1986

Nagl-Docekal 1992: Herta Nagl-Docekal, Von der feministischen Transformation der Philosophie, in: Ethik und Sozialwissenschaften 1992

Thürmer-Rohr 1984: Christina Thürmer-Rohr, Der Chor der Oper ist verstummt, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 11, Köln 1984

Hilge Landweer, Dr. phil.; Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichtswissenschaft in Kiel und Bielefeld; Dissertation in Philosophie: Das Märtyrerinnenmodell. Zur diskursiven Erzeugung weiblicher Identität, Pfaffenweiler 1990. — Von 1979 bis 1991 Mitarbeit am Aufbau der Interdisziplinären Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF) an der Universität Bielefeld; seit 1991 Assistentin für Philosophie an der FU Berlin.

Kontaktadresse: Triniusstr. 13, 1000 Berlin 28

Bisher in dieser Reihe erschienen:

- Nr. 1 **Heike Behrend**, Die Menschwerdung eines Affen. Bemerkungen zum Geschlechterverhältnis in der ethnographischen Feldforschung, Berlin 1988
- Nr. 2 **Monika Sieverding**, Was ist dran an der „androgynen Revolution“? Erwartungen an Idealpartner und Partnerschaft bei Berliner Studentinnen und Studenten, Berlin 1988
- Nr. 3 **Gerburg Treusch-Dieter**, Die Selbstschaffung der Frau heute. Das Ende der dreifachen Produktivität des Weiblichen als Materie, Mutter und Arbeiterin, Berlin 1989
- Nr. 4 **Barbara Hahn**, Von Berlin nach Krakau. Zur Wiederentdeckung von Rahel Levin Varnhagens Korrespondenzen, Berlin 1989
- Nr. 5 **Maxine Jetschmann**, Hannah Arendts Politikbegriff im Spannungsverhältnis von Freiheit und Gemeinsinn, Berlin 1989
- Nr. 6 **Uta Ottmüller**, Körpersprachliche Voraussetzungen der Rationalisierung, Berlin 1989
- Nr. 7 **Gisela Thiele-Knobloch**, Olympe de Gouges — oder Menschenrechte auch für Frauen? Berlin 1989
- Nr. 8 **Theresa Wobbe**, Ein Streit um die akademische Gelehrsamkeit: Die Berufung Mathilde Vaertings im politischen Konfliktfeld der Weimarer Republik, Berlin 1991
- Nr. 9 **Dagmar Reese**, Eine weibliche Generation in Deutschland im Übergang von der Diktatur zur Demokratie, Berlin 1991
- Nr. 10 **Eva-Maria Schwickert**, Die Moralkritik Carol Gilligans — Aktuelle Herausforderung der philosophischen Ethik, Berlin 1992
- Nr. 11 **Johanna Gisela Bechen**, Ein schön geordnetes Individuum? Versuch einer Annäherung an die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Subjektbegriffs im Prozeß weiblicher Subjektwerdung, Berlin 1992
- Nr. 12 **Sabine Hark**, Vom Subjekt zur Subjektivität: Feminismus und die Zerstreuung des Subjekts, Berlin 1992

ISSN 0936-2819